

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 266.

Mittwoch, 7. Oktober.

1931.

Spur auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hinz.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

10.

Der Maskenball hatte eine freundlichere Atmosphäre zwischen den Passagieren der „Atlanta“ geschaffen. Man war sich näher gekommen, hatte Bekanntschaften geschlossen, die allerdings wohl kaum die Dauer der Überfahrt überleben würden.

Im Speisesaal herrschte an der Mittagstafel eine recht vergnügte Stimmung. Man achtete kaum darauf, daß sich draußen das Wetter bedenklich verschlechtert hatte, daß vom wolkenverhangenen Himmel nicht endenwollende Regengüsse herabschwemmen. Die See war unruhig geworden. Ein ganz leichtes Stampfen und Schlingen machte sich selbst unten im Speisesaal bemerkbar.

An einem Seitentischchen, abseits der großen Tafel, saßen die Fürstin, Annja und die Brüder Lundquist. Mühsam schleppte sich zwischen ihnen ein Gespräch dahin, dessen Kosten fast nur von der Fürstin und Hilmar bestritten wurden.

Esten aß schweigend und warf von Zeit zu Zeit einen forschenden Seitenblick auf die Komtesse, die still auf ihren kaum berührten Teller starrte.

Etwas Unausgesprochenes lastete zwischen den vier Menschen.

„Haben Sie etwas Neues über den Stand der Untersuchung erfahren, Herr Lundquist?“, wandte sich jetzt die Fürstin Manierska an Esten.

Unter der unerwarteten Anrede zuckte er zusammen. „Nein!“ versicherte er dann mit halber Stimme, wie wenn er fürchtete, daß man ihn von den Nachbartischen hören könnte. „Ich hatte inzwischen keine Gelegenheit, mich mit Hesselkamp darüber zu unterhalten. Aber ich werde nach dem Essen versuchen, ihn zu sprechen!“

Hilmar neigte sich hastig vor: „Ich denke, es steht doch schon fest, daß dieser falsche William Knight der Täter war.“

Sein Bruder schüttelte den Kopf: „Ob das schon fest steht, weiß ich nicht! — Allein die Tatsache, daß dieser Mann nicht hier im Speisesaal ist, spricht wohl dafür, daß mit ihm nicht alles in Ordnung ist! — Nun, wir werden ja sehen, was Hesselkamp dazu sagt!“, fügte er hastig hinzu, als er Annjas Augen mit schlecht verhehltem Unwillen auf sich gerichtet fühlte. —

Der Detektiv hatte seinen Platz am Tisch des Kapitäns. Ungeduldig erwartete er das Ende des Essens, denn er hatte vorher keine Gelegenheit gefunden, Siemssen von seiner neuen Entdeckung in Kenntnis zu setzen. Der blaue Domino ging ihm im Kopf herum.

War es möglich, daß ein Esten Lundquist, mehrfacher Millionär, wenn man den Zeitungsberichten Glauben schenken durfte, eine derartige Tat begangen hatte? Sprachten nicht alle Gründe der Vernunft gegen einen derart absurden Verdacht? —

Aber der blaue Domino! — Senius behauptete ja, die Farbe mit größter Gewißheit erkannt zu haben!

Allerdings gab es da noch eine Möglichkeit, und Hesselkamp entschloß sich, der Frage sofort auf den Grund zu gehen. Mit einer um Entschuldigung bittenden Verbeugung gegen die Tischgenossen erhob er sich hastig und strebte dem Ausgang zu.

Den Obersteward traf er, wie er gehofft hatte, in dem Eckraum der Mannschaft. Unauffällig winkte er ihn beiseite.

„Hören Sie, mein Lieber, ich muß Sie noch einmal stören — wieder wegen dieses Maskenballes! — Können Sie sich vielleicht erinnern oder aus Ihren Büchern feststellen, wer von den Gästen des Balles einen blauen Domino getragen hat? — einen stahlblauen Domino!“ fügte er betonend hinzu.

Der andere lächelte: „Ach Gott, Sie meinen diese auffälligen Dinger? — Von denen haben wir überhaupt nur zwei in unserem Kostümvorrat, weil sie so selten genommen werden! — Und für den Ball habe ich nur einen verliehen — an diesen reichen Schweden — Herr Gott, wie hieß er nur doch gleich...?“

„Esten Lundquist“, kam ihm Hesselkamp gespannt zu Hilfe.

„Ja, stimmt!“ Der Steward nickte erleichtert.

„Und — ein Irrtum ist nicht möglich? — Es hängt viel von Ihrer Antwort ab, mein Lieber!“

„Nein, es stimmt schon! — Mir fiel der sonderbare Vorname des Herrn auf. Esten Lundquist — das war er!“

„Danke sehr!“ Der Detektiv drehte sich auf dem Absatz um und verließ den Raum. Draußen, auf den Gängen, begegnete ihm die Passagiere. Das Essen war zu Ende. Nun galt es, dem Kapitän so schnell wie möglich Mitteilung von dieser wichtigen Entdeckung zu machen.

Als Hesselkamp an der offenen Tür des Speisesaals vorüberkam, trat ihm Esten Lundquist in den Weg: „Einen Augenblick nur...“

„Bitte?“ machte der Detektiv zurückhaltend.

„Sie würden mich sehr zu Dank verpflichten, Herr Hesselkamp, wenn Sie mir sagen würden, wie jetzt der Fall steht!“

Der andere musterte den Fragesteller mit einem langen Blick. Dann zuckte er die Achseln: „Es hat sich ein neuer Anhaltspunkt ergeben, aber es ist mir leider unmöglich, Ihnen darüber auch nur Andeutungen zu machen. — Sie verstehen, — im Interesse der Untersuchung...“

Esten schien nicht sehr befriedigt, aber er ließ sich seine Enttäuschung nicht anmerken und entfernte sich mit einem höflichen: „Dann entschuldigen Sie bitte die Störung —“ in der Richtung auf die Kabine der Fürstin.

Hesselkamp blickte ihm nach. Dann setzte er seinen Weg fort. Ein sonderbar triumphierendes Lächeln umspielte seine Lippen. Wenige Minuten später klopfte er an der Tür zu der Kabine des Kapitäns. Siemssen und Senius, der immer noch seine Rolle als Professor spielte, erwarteten ihn bereits.

„Mein Kollege hat Ihnen wohl schon von unseren Feststellungen berichtet?“ nahm Hesselkamp gleich nach seinem Eintreten das Wort.

Senius schüttelte den Kopf: „Das wollte ich Ihnen überlassen!“

„Also gut!“ nickte der Andere und ließ sich auf einen Stuhl sinken. „Die Tatsachen, die dem ganzen Fall ein neues Gesicht geben, sind die, folgenden: Erstens — Walter Kersten ist tot, — bei seinem verwegenen Fluchtversuch aus der Kabine ertrunken! — Das ist die einzige,

wahrscheinliche Möglichkeit, sein Verschwinden zu erklären. — Aber . . . den Mord hat er nicht begangen!“ „Nicht?“ — In Siemssens Zügen malte sich ein fassungsloses Staunen. „Da sehe ich keinen Zusammenhang . . .“

„Der Zusammenhang ist durch unsere zweite Feststellung gegeben!“ fiel ihm der Detektiv ins Wort. „Senius teilte mir nämlich heute früh mit, daß er sich zur Zeit der Tat in der Nähe der Mordkabine aufgehalten habe. Dabei beobachtete er einen Mann, der sich fluchtartig aus der Kabine entfernte. Dieser Mann ist der Täter!“

„Sehr schön das alles!“ murzte der Kapitän. „Aber wer ist der Mann?“

„Dieser Mann trug einen stahlblauen Domino — und der Obersteward versicherte mir, daß nur Esten Lundquist sich einen solchen ausgeliehen habe! Die Folgerung daraus ist leicht zu ziehen!“

Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und blickte auf Siemssen, um festzustellen, welchen Eindruck diese Enthüllung auf ihn machte.

Der Kapitän schüttelte den Kopf: „Esten Lundquist? — Das ist unmöglich!“ Das war seine ganze Antwort. Es hatte fast den Anschein, als nehme er die Worte des Detektivs nicht ganz ernst.

„Unmöglich? — Und der Tatbestand?“ ereiferte sich Hesselkamp. „Alles trifft auf diesen Mann zu. Er wußte von dem Aufbewahrungsort des Schmuckes, er hatte das Handtäschchen der Komtesse mit den Schlüsseln zu Kabine und Wandsafe in Händen! — Die Geschichte von der Anrennpelung auf dem Maskenball und dem Verlust dieser Schlüssel ist natürlich schlecht erfunden! Und die Beobachtung, die Senius machte, gibt ihm den Gnadenstoß! — Ich wiederhole noch einmal: Es war nur ein stahlblauer Domino verliehen worden, und den hatte Esten Lundquist! — Ich glaube, das dürfte genügen, um ihm das Genid zu brechen!“

Senius, der die ganze Zeit über schweigend in seinem Sessel gelehnt hatte, nickte langsam: „Es stimmt alles aufs Haar!“

„Und doch ist hier ein Widerspruch, der die ganze Theorie über den Haufen wirft!“ nahm Siemssen das Wort. „Und es wundert mich, Hesselkamp, daß Sie noch nicht darauf gekommen sind!“

„Da wäre ich aber gespannt!“ Der Detektiv sprang auf und machte ein paar erregte Schritte durch das Zimmer.

Der Kapitän folgte ihm lächelnd mit den Augen. Dann begann er langsam: „Haben Sie denn ganz vergessen, was die Komtesse über die Vorgänge während des Maskenballs gesagt hat, — daß sie Esten Lundquist die ganze Zeit über beobachtete und daß er den Ball nicht verlassen hat? — Wie reimt sich das mit Ihrer Mordtheorie zusammen?“

Eine gefährliche Röte hatte sich über Hesselkamps Gesicht ergossen. Gereizt erwiderte er: „Dann ist eben die Komtesse mit ihrer . . . Beobachtung nicht ganz zuverlässig gewesen! — Lundquist wird für einige Zeit aus dem Saal gegangen sein, und seine Abwesenheit ist ihr entgangen! — Schließlich hat ja Senius den blauen Domino gesehen — und der Schwede war der Einzige, der ein derartiges Kostüm trug! Es ist doch ganz klar — er muß es gewesen sein!“

„Sind Sie nicht etwas vorschnell mit Ihren Behauptungen, mein Lieber?“ warf der andere ein. „Nehmen Sie mir diesen Vorwurf nicht übel, aber wenn Sie bedenken —! Gestern Abend noch war Walter Kersten der Einzige, der für die Tat in Betracht kam, — und heute soll es nun durchaus Lundquist gewesen sein . . .“

„Gestern Abend wußte ich eben noch nichts von der Beobachtung meines Kollegen Senius! — Er war es ja schließlich, der mich auf diese neue Spur brachte. — Wenn er wirklich den blauen Domino gesehen hat, ist damit doch schon bewiesen, daß sich die Komtesse mit ihrer Behauptung geirrt hat, — ob absichtlich oder unabsichtlich möchte ich vorläufig noch dahingestellt sein lassen!“

„Das ist richtig!“ nickte Senius seine Zustimmung.

Siemssen aber schlug mit der flachen Hand auf den

Tisch: „Was wollen Sie mit ihrem „absichtlich oder unabsichtlich“ sagen, Hesselkamp? — Etwa, daß Komtesse Annja bei diesem Verbrechen ihre Hand im Spiele hat?“

„Wissen Sie so genau, daß das nicht der Fall gewesen ist?“ fiel ihm der Andere ins Wort. „Überlegen Sie sich doch einmal den Tatbestand! — Spricht er nicht auch gegen die Komtesse? — Wie kann sie behaupten, daß Lundquist den Saal nicht verlassen habe, wo doch durch die Beobachtung Senius' das Gegenteil erwiesen ist!“

„Gar nichts ist bewiesen! — Auch Herr Senius kann sich irren! — Ich meine, bezüglich des Dominos, den er gesehen hat! — Vielleicht hat er sich in der Farbe getäuscht, vielleicht hat dieser rätselhafte Domino überhaupt nichts mit der Tat zu tun und wir können bei unserer ersten Annahme bleiben, daß Walter Kersten den Mord beging und dann meinetwegen bei seiner Flucht ums Leben gekommen ist!“

Kapitän Siemssen hatte ziemlich erregt gesprochen, erregter, als es sonst seine Art war.

Hesselkamp erwiderte nicht gleich. Mit auf dem Rücken verschränkten Händen ging er in der Kabine hin und her. Dann plötzlich blieb er vor Siemssen stehen und blickte ihn fragend an: „Sagen Sie mir, Kapitän, was ist eigentlich in Sie gefahren, daß Sie so eifrig die Partei Lundquists nehmen? — Sie kämpfen gegen Beweise an . . .“

„Ach, gehen Sie mir mit Ihren Beweisen!“ wehrte der andere ärgerlich ab. „Wenn ich Ihren abwegigen Theorien nicht zustimmen kann, so geschieht das einfach aus Gründen des gesunden Menschenverstandes heraus! — Lassen Sie mich Ihnen meinen Standpunkt klarlegen, meine Herren Detektive! — Da ist zuerst die Frage, aus welchem Grunde Lundquist einen Raub und einen Mord begehen sollte —“

„Jetzt war es Senius, der hastig einfiel: „Ich will Ihnen einen Grund nennen, Kapitän! — Esten Lundquist hat sich auffällig um die Gunst der schönen Komtesse bemüht. Vielleicht, daß sie ihm einen Korb gegeben hat und er sich für die Zurückweisung durch den Raub des Schmuckes rächen wollte . . .“

„Etwas romanhaft, diese Begründung!“ lehnte der andere ab. „Aber lassen Sie mich noch den zweiten ungeklärten Punkt erwähnen: die Behauptung der Komtesse, daß Lundquist den Ballsaal nicht verlassen habe!“

„Auch dafür gibt es eine Erklärung!“ Hesselkamp hatte wieder seinen Spaziergang durch die Kabine aufgenommen. „Es ist immerhin möglich, daß Komtesse Annja den Schweden schützen will —“

„Schön!“ Siemssen lachte etwas spöttisch. „Aber nun versuchen Sie einmal, meine Herren, diese Ihre beiden Erklärungen miteinander in einen logischen Zusammenhang zu bringen! — Einmal soll Lundquist den Schmuck geraubt haben, um sich an der Komtesse für die Zurückweisung seiner Anträge zu rächen. Und dann wieder soll es die Komtesse gewesen sein, die durch wesentlich falsche Aussagen den Räuber ihres Eigentums deckt! — Die Geschichte hat doch weder Hand noch Fuß! Das müssen Sie selbst zugeben!“

(Fortsetzung folgt.)

Herbst.

Die Welt ist so wundervoll
Im heitren Verblühen.
Die kleinen Gärten sind toll
Mit Sprühen und Glühen.

Jeder Tag ist ein Abschiedsfezt,
Wo die Sorgen verfliegen,
Wo sich frei einmal sagen läßt,
Was sonst verschwiegen.

Alle Schalen voll Duftgemisch:
Neseden und Rosen!
Das Leben so jugendfrisch
Trotz der Herbstzeitlosen!

Sternnächte, klar wie nie.
Und Zugvogelscharen.
Der Wind ist voll Melodie,
Boll Jagdsanfaren.

Frida Schang.

Madrider Bilderbogen

Von H. Roedel (Madrid).

Die Nachtwächter.

Glauben Sie nicht, daß Sie in Spanien nachts ohne weiteres in Ihrem Haus aus- und eingehen können, wie es Ihnen beliebt! Um 11 Uhr abends wird vom Portier die Tür verschlossen, den nach dieser Zeit keine Nacht der Welt mehr zur weiteren Ausübung seiner Pflichten veranlassen könnte; denn er griffe hier in die Befugnisse des Nachtwächters ein, der um diese Stunde seinen Dienst beginnt, um dem Heimkehrer gegen einen Obolus bereitwilligst die Tür zu öffnen. Schwieriger ist es schon, wollte man nach dieser Stunde noch aus dem Hause kommen. Nun sollte man meinen, daß man auch in Spanien, um diesen Hindernissen zu entgehen, allmählich den Hausschlüssel hätte erfinden müssen; es soll auch nicht verschwiegen werden, daß man da und dort solch ein Instrument kennt; aber es will sich bei diesem konservativen Volk nicht recht einbürgern. Wozu auch, dafür gibt es ja die Nachtwächter.

Madrid hat etwa eine Million Einwohner. Schlaf und Eigentum dieser Million Bürger stehen von 11 Uhr abends bis 6 Uhr morgens unter der Kontrolle von etwa 600 städtischen Nachtwächtern, die zwar in ihrem Äußeren weniger romantisch anmuten, als die längst verschwundenen der deutschen Kleinstädte, aber in ihrer Eigenschaft als einzig rechtliche Hausöffner und -schließer, doch etwas an das Mittelalter erinnern, wo man nur mit obrigkeitlicher Erlaubnis nachts passieren durfte. Sicher werden durch diese wohlgemeinte Fürsorge viele gewaltsame Vorhaben, die das Dunkel der Nacht brauchen, verhindert. Vollständig überflüssig, ja geradezu störend muß sie aber von denen empfunden werden, die für ihre mehr oder weniger zarten Gefühle ebenfalls den Schutz der Nacht bedürfen und keinesfalls den Schein einer Nachtwächterlaterne vertragen.

Will man also nach der Sperrstunde in sein Haus, so muß man sich auf der Straße so lange durch Händeklatschen bemerkbar machen, bis der „Sereno“, mit einem dicken Stod und einer Laterne bewaffnet, angeläutet kommt, dann schließt er auf, erkundigt sich noch aufmerksam, ob man einen Wachsdocht brauche, um die dunkle Treppe hinauf zu finden, nimmt seinen Obolus in Empfang und wünscht einem den Segen aller Heiligen für die Nacht. Wohl dem, der den Mann gleich in der ihm zuständigen Straße findet. Nicht selten wartet man, klatscht zehnmal, zwanzigmal, nirgends der „Sereno“, man hat schon mit seinem Lärm die ganze nächtlich stille Straße in Aufruhr gebracht, und immer noch umsonst. Will man nun noch vor Morgengrauen in sein Bett kommen, muß man sich schon entschließen, diesen pflichtvergessenen Beamten in den umliegenden Kneipen zu suchen. Vor einem Glas Rotwein löst sich aber alle Erregung, und man stellt fest, daß es eigentlich noch früh am Morgen ist, was der Nachtwächter eifrigst bestätigt. Hat man nun im Laufe der Zeit durch besonders hohe Schließgelber sein Vertrauen erworben, wird er einem in solchen Augenblicken die ganze Chronik der Straße erzählen. Seine Tätigkeit ermöglicht es ihm, mühelos aus dem häufigsten Ausgang eines Ehemannes auf einen Ehezwist, aus der Begleitung einer Dame auf eine baldige Verlobung zu schließen, er kann Todesfälle prophezeien und Geburten und Konfurse voraus-sagen.

„Noch ein Glas!“ So einen Mann muß man als Freund haben, er wird beide Augen zudrücken, wenn ich einmal nicht allein nach Hause komme.

Spanischer Klub.

Nur wer genügend Zeit und Geld besitzt, hat das Recht, im Schatten eines Klubhauses das Leben zu veräußen. Oberstes Gesetz dieser „círculos“ scheint es zu sein, den Tag mit dem geringst möglichen Energieaufwand zu verbringen, und da man schon der Langeweile nicht ganz entgehen kann, diese wenigstens gemeinsam zu ertragen. Natürlich haben diese Klubs auch noch einen anderen Zweck. Wenn man ihre Statuten nachlesen wollte, würde man erfahren, daß bei dem einen die schönen Künste gepflegt werden, bei dem anderen die Interessen der Großausleute, und wieder wo anders die Geselligkeit aller ehemaliger Fliegeroffiziere. Aber die Mitglieder begnügen sich damit, die im Statut aufgezählten feierlichen Funktionen von dem Sekretariat erledigen zu lassen und ihre Mitgliedschaft, die sie mehr oder weniger ihrer gesellschaftlichen Stellung schuldig sind, nicht weiter auszunutzen, in oder vor dem Klubhaus von morgens bis abends einen bequemen Sessel zu belegen, von wo aus sie dem draußen vorbeiströmenden Leben zusehen wie einem etwas langweiligen Theaterstück, das man nicht weiter ernst zu nehmen braucht. Wie um den Unterschied ihres abgedichteten

und abgekehrten Daseins von der übrigen Welt besonders deutlich zu machen, liegen diese Klubräume meist in den verkehrsreichsten Straßen. Auf den Gasseiten neben den dichtbesetzten Kaffeetischen, an denen politisiert, verhandelt und geflirtet wird, sieht man plötzlich zwei, drei Reihen bequemer Korbstühle die Hausfront entlang aufgestellt, in denen die Mitglieder eines solchen Klubs ihrer olympischen Ruhe pflegen, aus der sie kein Autounfall, kein Ministerwechsel, keine noch so hübsche Passantin bringen kann. Drei Schritte vor ihnen das buntfarbige, bewegte lärmende Leben der Großstadt; aber sie betrachten das alles, als ob dies in einer anderen Welt geschehe, sie sehen zu mit einem gewissen Wohlwollen und dem dankbaren Gefühl des Unbeteiligtseins, wie es eigentlich nur die Lebensweisheit einem neunmal klugen Weisen erlaubt oder — der Besitz eines sicheren Bankkontos. Ein paar Minuten genügen ihnen für die Kontrolle des Kurszettels oder eines Unternehmens, dem sie ihr olympisches Leben verdanken; dann ziehen sie sich wieder zurück in ihre Welt, die trotz der schönen Räume, trotz der umfangreichen Bibliothek und guten Bilderhänge-lungen nichts mehr mit dem eigentlichen Leben zu tun hat.

Die Lotterie.

Es gibt drei Möglichkeiten zu Geld zu kommen: es zu erarbeiten, zu stehlen oder es durch einen günstigen Zufall einfach geschenkt zu erhalten, wobei sich die Vorziehung nicht selten solcher Institutionen wie einer Erbschaft, des Glücksspiels oder der Lotterie bedient. Der Spanier hat weder das Taylorsystem erfunden, noch zeigt er einen ausgesprochenen kriminellen Charakter, beides brächte ihm auch zuviel Unannehmlichkeiten. Bleibt ihm also nur, auf die Vorziehung zu vertrauen, die ihn schon einmal zu Columbus' Zeiten mit einem ungeahnten Glück in Form von Neuland, Goldminen und Edelsteinen überschüttete. Dieser Glaube daß jedem Spanier tröstlicher Vorziehung einmal das Glück in den Schoß fallen muß, ist nicht auszurotten. Und nichts ist begreiflicher, als daß der Staat ihm mit dem wohlorganisierten System einer Lotterie entgegenkommt, das ihm erlaubt, damit ein großes Geschäft zu machen. Dreimal im Monat schüttet er das Füllhorn des Glücks mit Millionen von Losen über das Land aus, dreimal im Monat kaufen Millionen von Menschen, die seit Jahren das Glück enttäuscht hat, immer wieder ihre Lose, um gegen einen Einsatz von drei bis fünf Peseten ihre Hoffnung auf den großen Treffer weiter fristen zu können. Dreimal im Monat steigern sich in ganz Spanien die Stimmen der Losverkäufer vom crescendo bis zu furio, vom bescheidenen Angebot bis zum alles über-tönenden Geschrei, daß morgen Ziehung, daß hier der „Gordo“, der Hauptgewinn, zu haben sei.

Am Tage vor der Ziehung ist man auf keiner Straße, vor keinem Eingang, in keinem Kaffee mehr sicher vor dem Mann, der einem mit einer bewundernswürdigen Hartnäckigkeit das große Los vermitteln möchte. Wer sich kein ganzes Los für 50 Peseten kaufen kann, nimmt ein Zehntellos. Ist das noch zu viel, nimmt man Anteilsschein, für 50 Centimos für eine Nummer, an der zwanzig, dreißig völlig unbekannte Personen noch mit beteiligt sind. Bei den meisten Firmen ist es eine ständige Einrichtung geworden, ein Los, an dem alle Angestellten teilhaben, zu kaufen. Schwierige Systeme werden ausgedacht. Zahlen kombiniert, Karten befragt und Träume gedeutet, nur um die richtige Nummer zu wählen. Das Fieber steigt bis zur Höchstgrenze, wenn zu Weihnachten der „Gordo“ mit 15 Millionen gezogen wird. Zwei Tage und Nächte warten Hunderte von Leuten, Arbeitslose, Bettler, Gelegenheitsarbeiter in einer langen Schlange vor der Münze, um dann ihre Plätze an Leute zu verkaufen, die bei dem großen Ereignis der Ziehung dabei sein wollen. Die Geschäfte der umliegenden Straßen stiften diesen Armen Brote, Würste, ganze Kessel voll Suppen und Holz für ihre nächtlichen Lagerfeuer mitten auf den Straßen. Wenige Minuten nach der Ziehung ist das Ergebnis schon im ganzen Land bekannt. Die Zeitungen beschäftigen sich spaltenlang mit den glücklichen Gewinnern, bringen Bild und Lebenslauf; ein paar Tage ist irgend ein Postbote oder Weinhändler der populärste Mann ganz Spaniens. Nicht selten gehen die großen Gewinne ins Ausland, nach Portugal, Frankreich, Südamerika, denn an der Weihnachtslotterie ist fast die ganze Welt beteiligt.

Dem Enttäuschten, der sich lange schon vorher ausrechnete, was er mit den Millionen alles anfangen wird, bleibt nichts, als in den nächsten Wochen weiterhin sein Los zu kaufen; denn ausgeben? — nein, irgendwann muß er einmal kommen, der dicke Treffer.

Der Kragenknoß.

Von E. van Eidth de Zeude.

Im Salon des Herrn Eugène Dupaton hing, neben einigen wertvollen Malereien, auch etwas Sonderbares, das ein neuer Besucher aus der Nähe betrachten mußte, um genau zu sehen, was es war. Es war ein Kragenknoß, ein ganz gewöhnlicher Kragenknoß, wie ihn alle Männer gebrauchen. Dieser Kragenknoß hing unter Glas in einem kostbaren vergoldeten Rahmen, und es stand in seinen Zierbuchstaben ein Datum darunter, ein Datum im Monat April des Jahres 1906.

Und wenn ein Gast mit einiger Verwunderung nach dem Kragenknoß im Rahmen blickte, dann war Herr Dupaton niemals müde, die Geschichte von dem kleinen Knoß zu erzählen, eine Geschichte, aus der wir wieder lernen können, wie die kleinsten Ursachen die größten Folgen haben können.

„Diesem Knoß“, so erzählte Herr Dupaton dann, „verdankte ich tatsächlich mein Vermögen. Denn dieses habe ich erworben, weil ich der einzige Erbe meiner Tante Hortense war, und diese Erbschaft wäre mir bestimmt entgangen, wenn dieser Kragenknoß nicht gewesen wäre. Oder ich müßte richtiger sagen: wenn dieser Kragenknoß nicht im richtigen Moment weggewesen wäre.“

Und wenn dann der neugierige Besucher meist überhaupt nichts mehr begriff, erzählte Eugène Dupaton, wie folgt, weiter:

„Tante Hortense war eine Großtante meiner Frau. Sie war unverheiratet und sehr reich, und sie galt demnach als die Erbtante in der Familie. Alle Nissen und Nichten machten regelmäßig Besuch bei ihr, denn jeder wollte einen möglichst vorteilhaften Eindruck auf Tante machen, um ja nicht in ihrem Testament vergessen zu werden. Und ein paarmal im Jahr mußte ich, mit Frau und Kindern, auch dorthin. Ich kann nicht sagen, daß mir diese Besuche sehr angenehm waren. Tante Hortense war eine nette, alte Dame, manchmal ein bißchen giftig, aber meist recht witzig, und es war kein erfreuliches Schauspiel, all die Nissen und Nichten, die immer mit Blumen und Pralinen bei ihr erschienen, um sie herumscharwenzeln zu sehen, nur um ihren Anteil an Tantes Vermögen zu bekommen. Und wenn ich mir nun auch sagte, daß ich selber nicht mit solchen Nebenabsichten bei ihr erschien, so war ich doch überzeugt, daß Tante von uns allen daselbe dachte, nämlich, daß wir nicht ihrem Wege zu ihr kamen, sondern ihres Geldes wegen. Ich hatte eine bescheidene Stellung, wir hatten vier Kinder, das Leben war nicht leicht, und wenn meine Frau sagte, daß wir doch in jedem Falle unsere Chancen nicht verderben dürften, dann gab ich nach und ging wieder mit zu Tante Hortense.“

So wollten wir sie eines Sonntags wieder besuchen. Es war eine ziemliche Reise zu Tante, wir hatten erst einen langen Weg zum Bahnhof, dann eine Stunde Fahrt mit dem Bummelzug, und dann waren wir in dem Dorf, wo Tante in einem abseits gelegenen großen altmodischen Hause wohnte. Ich war beim Anziehen, und wir hatten noch eine Stunde Zeit bis zur Abfahrt des Zuges. Ich wollte gerade meinen Kragen an meinem Oberhemd befestigen, da tat der Kragenknoß das, was jeder richtige Kragenknoß gelegentlich tut: er fiel auf den Boden. Ich bückte mich, um ihn aufzuheben, aber ich konnte ihn nicht finden. Ich legte mich lang auf den Bauch, um unter dem Schrank zu suchen. Ich suchte unter dem Bett, unter der Waschtoulette — kein Kragenknoß. Meine Frau kam ins Zimmer und fragte mich, ob ich etwas suchte. Ich antwortete ärgerlich: „Nein, ich suche nichts. Ich mache Trockenschwimmübungen. Bist du nun zufrieden?“ Als ich sagte, daß ich meinen Kragenknoß verloren hätte, riet meine Frau mir, einen anderen zu nehmen. Darauf wurde ich wütend und schwur, daß ich nicht ausgehen würde, bevor ich gerade diesen Kragenknoß wiedergefunden hätte. Ich begann Möbel zu verschieben, trock auf Händen und Füßen durch das ganze Zimmer. Kein Knoß. Meine Frau meinte, daß wir fort müßten, sonst würden wir den Zug verpassen. Da wurde ich erst richtig böse. Was kümmert mich die Tante! Ich hätte schon lange genug von diesen Besuchen, und wenn ich meinen Kragenknoß nicht fände, dann führe ich überhaupt nicht zu ihr. Meine Frau half suchen, alle Kinder suchten mit, endlich erklärte meine Frau, daß der Zug fort wäre. Nun konnten wir nicht mehr zur Tante fahren, denn der nächste Zug ging am Sonntag erst um 4 Uhr nachmittags. Ich sagte: „Allesright, dann fahren wir nicht und gehen alle in den Zoologischen Garten.“

Die Kinder jauchzten, denn sie fanden den Zoologischen Garten natürlich viel hübscher als den Besuch bei der Tante. Ich nahm einen anderen Kragenknoß. Aber meine Frau blieb düsterer Stimmung. Tante hätte natürlich auf unseren Besuch gerechnet, sagte sie, und die alte Dame würde es uns sicher übelnehmen, daß wir nicht gekommen wären. An dem

Sonntag amüsierten wir uns übrigens ausgezeichnet. Und den Kragenknoß fand ich am nächsten Morgen wieder, als ich ein anderes Paar Schuhe anziehen wollte. Er hatte sich in einem dieser Schuhe versteckt. Auch das ist eine bekannte Gewohnheit von Kragenknoßen.

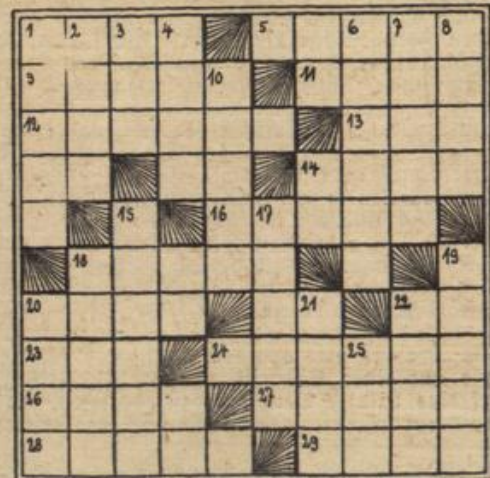
Aber das Sonderbare war, daß wir danach nie wieder zu Tante Hortense auf Besuch gegangen sind. Es war, als ob mit einem Male die Serie der Besuche für immer abgebrochen war. Die Kinder machten sich nicht das Geringste daraus, ich hatte einen Widerwillen dagegen, und ob meine Frau auch erklärte, daß wir mutwillig unsere Chancen verderben, und wir niemals einen Cent von Tante zu sehen bekommen würden, es half nicht, wir gingen nie mehr zu ihr.

Einige Jahre darauf starb Tante Hortense, bis zum letzten Moment umgeben von allen Nissen und Nichten, die sie so treu und gewissenhaft an ihre Erbschaft erinnert hatten. Als meine Frau die Nachricht empfing, weinte sie, vielleicht auch wegen der Tante, aber sicher auch wegen der Erbschaft, die uns infolge meines Eigensinns verloren ging. Und um die Wahrheit zu sagen, begriff ich selbst nicht, warum ich von dem Notar aufgefordert wurde, nach dem Begräbnis bei der Verlesung von Tantes Testament anwesend zu sein. Aber da kam die große Überraschung. Denn nachdem die gute Tante einige Legate an wohlthätige Anstalten vermacht hatte, stellte es sich heraus, daß sonst ihr einziger Erbe ihr werter Neffe Eugène Dupaton war, weil dieser immerhin so viel Charakter gezeigt hätte, seine Besuche lieber einzustellen als sich dem Verdacht auszusetzen, aus Eigennützigkeit zu kommen.

„Genau so stand es in dem Testament der merkwürdigen alten Dame“, schloß Herr Dupaton seine Erklärung, „und als ich nach Hause kam, holte ich vorsichtig den Kragenknoß aus dem Ei, in dem ich ihn aufbewahrte, und ließ einen schönen Rahmen mit Glas darüber anfertigen. Denn wenn das kleine Ding an jenem Sonntagmorgen nicht weggesprungen wäre, dann hätten wir unsere Besuche bei Tante Hortense fortgesetzt, und dann müßte ich mich jetzt noch abradern, um mich und meine Familie zu ernähren.“

(Berechtigte Übersetzung von Willy Blochert.)

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Name deutscher Kaiser. 5. Angehörige eines indogermanischen Völkerstammes. 9. Salz. 11. Märchenhafter Menschenfresser. 12. Gewaltherrscher. 13. „Und“ (englisch). 14. Berühmte Sagensammlung. 16. Der päpstliche Hof. 18. Mitteldeutsches Solbad. 20. Verlangen. 23. Fisch. 24. Behälter aus Metall. 26. Deutscher Kunstflieger. 27. Papierbehälter. 28. Wüstenwind. 29. Fortbewegung zu Pferde. — Senkrecht: 1. Südpazifische Stadt. 2. Männlicher Kurzname. 3. Herrschertitel. 4. Vergrößerungsglas. 6. Hafenstadt in Marokko. 7. Spreewaldbewohner. 8. Weibliche Gestalt aus einer Wagner-Oper. 10. Ahoj. 15. Aufseher. 17. Schädliches Verbrechen. 18. Redeschwall. 19. Abschiedsgruß. 20. Ungeziefer. 21. Fährte. 22. Ruhestatt. 25. Form von „sein“.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 259: Waagerecht: 1. Kiew. 4. Tank. 6. Kapri. 8. Ede. 9. Maer. 12. Eller. 14. Odin. 15. Laren. 17. Elger. 20. Ober. 21. Nere. 22. Refi. 26. Del. 27. Manna. 28. Norm. 29. Infa. — Senkrecht: 1. Kuje. 2. Etel. 3. Wade. 4. Timor. 5. Kern. 7. Perle. 10. Ade. 11. Eimer. 13. Liebe. 16. Arion. 18. Les. 19. Grimm. 20. Dran. 22. Seni. 23. Elan. 24. Edda.